

Digitale Kunstgeschichte: Herausforderungen und Perspektiven Digital Art History: Challenges and Prospects

Internationale Arbeitstagung, 26. und 27. Juni 2014

Veranstaltet vom Schweizerischen Institut für Kunstwissenschaft (SIK-ISEA) in Zusammenarbeit mit dem Kunsthistorischen Institut der Universität Zürich und dem Institut gta der ETH Zürich

Donnerstag, 26. Juni 2014

Enthusiasten, Zweifler und Eingeborene: Eine Suche nach der goldenen Mitte im Umgang mit den digitalen Medien in der Kunstgeschichte

Keynote

Anna Schreurs-Morét, Prof. Dr.

Professur für Kunstgeschichte der Frühen Neuzeit, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br.

Abstract

Die Vortragsreihen, Workshops und Arbeitskreise häufen sich, dennoch bleiben die Sphären getrennt: In der Auseinandersetzung mit den digitalen Medien in der Kunstgeschichte wie überhaupt in den Geisteswissenschaften stehen sich drei höchst verschiedene Gruppen gegenüber. Diejenigen, die sich für die faszinierenden Möglichkeiten von Datenspeicherung, Sichtbarmachung von Forschung und kooperativen Wissenschaftstätigkeiten begeistern (*Digital Enthusiasts*), treffen auf jene, die skeptisch den Verlust des «schönen und gedruckten Buchs» vermerken oder eine nachlassende Memorierleistung im «eigenen Gehirn» als Folge des zu intensiven Internetkonsums kritisieren (*Digital Doubters*). Doch auch die sogenannten *Digital Natives*, die zwar intensiv in sozialen Netzwerken kommunizieren, dabei aber – zumindest als Studierende in den Geisteswissenschaften – noch wenig Eigeninitiative zeigen, die neuen Medien gewinnbringend für Studien- und Forschungszwecke einzusetzen oder zu nutzen, bilden einen Gegenpol zur Gruppe der Digital-Begeisterten.

Vielleicht provoziert die nahezu unüberschaubare Fülle an Möglichkeiten, die sich gerade im Fach der Kunstgeschichte durch die digitalen Medien bietet, das fehlende Ineinandergreifen dieser sich zum Teil fast aggressiv gegenüberstehenden «Gruppen»: Bilder sind in grosser Zahl im Netz verfügbar und suggerieren eine enorme Präsenz – doch sind sie verlässlich, hinsichtlich der Farben, der Metadaten und der Wirkung auf den Betrachter? Räumliche Kontexte können rekonstruiert werden – doch ist die Annäherung an das Kunstwerk darüber realer?

Meine Überlegungen sollen zunächst die kontrastreichen Begegnungen der Nutzergruppen einer Digitalen Kunstgeschichte anhand einiger Episoden (Erfahrungen im Publikationsprojekt «Sandrart.net» und im Lehrprojekt «Wissen im Prozess: Kollaborativ erstellte Online-Publikationen von Studierenden an der Universität Freiburg» – *Instructional Development Award* 2013) nachzeichnen. Im Weiteren werden anhand dieser Episoden die Probleme, vor allem aber die Herausforderungen und Perspektiven herausgestellt, die sich in den Themengebieten von Open Access, Digital Workspace, von Normdaten und dem Verhältnis von Digitalisierung und Methodologie abzeichnen. Möglicherweise ergeben sich daraus Anregungen für vermittelnde Wege zwischen den skizzierten Nutzergruppen.

Workshops / Modul 1

1a Open Access

Leitung: Dirk Verdicchio, Dr. phil., Koordinator Open Access, Universität Bern, Universitätsbibliothek Bern

Co-Leitung: Kai-Peter Uhlig, Dr. iur., Rechtsanwalt, Zürich

Open-Access-Publikationen sind kostenfrei über das Internet zugänglich und erscheinen unter einer Lizenz, die ihre Nachnutzung ermöglicht.

Es gibt drei Gründe (Motivationen) für Open Access:

- **Ökonomie (Not):** Die Kosten für die wissenschaftliche Informationsversorgung steigen kontinuierlich. Gerade in Anbetracht knapper werdender Mittel führen die Preissteigerungen für wissenschaftliche Literatur zu einer Krise der wissenschaftlichen Informationsversorgung (Zeitschriftenpreiskrise). Diese Krise trifft die Geisteswissenschaften ganz besonders, da die steigenden Lizenzkosten für Zeitschriften i. d. R. durch die Reduktion von Buchanschaffungen ausgeglichen werden (müssen).
- **Technologie (Chance):** Die Digitalisierung und die Verbreitung von wissenschaftlichen Forschungsergebnissen über das Internet wirkt sich positiv auf die Sichtbarkeit, Auffindbarkeit und die Zugänglichkeit von wissenschaftlicher Literatur aus. Open-Access-Publikationen weisen eine bessere Verbreitung und eine höhere Zitationsrate auf.
- **Autonomie (Wille):** Gegenwärtig ist die Kommunikation in der Wissenschaft von den verlegerischen Geschäftsmodellen abhängig. Die Kommunikation und Zugänglichkeit von wissenschaftlichem Wissen werden dabei nicht nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten, sondern nach ökonomischen Kriterien reguliert. Open Access bereitet die Möglichkeit, die Wissenschaftskommunikation nach wissenschaftlichen Kriterien zu organisieren.

Es gibt zwei Varianten der Realisierung von Open Access (OA), die als der «Goldene Weg» und der «Grüne Weg» bezeichnet werden:

- Der «Goldene Weg» (*Gold Road*) meint die Erstpublikation von wissenschaftlichen Arbeiten in Open Access. Dabei kann es sich um Publikationen in Open-Access-Zeitschriften handeln, aber auch um Monografien, Sammelbände oder Editionen. Der Vorteil des «Goldenen Wegs» liegt darin, dass die Publikationen sofort frei zugänglich sind. Der Nachteil liegt darin, dass einige Verlage mit undurchsichtigen Preiskalkulationen arbeiten und bisweilen sehr hohe Publikationsgebühren verlangen.
- Der «Grüne Weg» (*Green Road*) zielt auf eine Selbstarchivierung (manchmal auch Zweitveröffentlichung genannt) wissenschaftlicher Arbeiten, die i. d. R. in Zeitschriften oder Sammelbänden erschienen sind. Dabei werden Publikationen, die «closed access» erschienen sind, in einem institutionellen oder disziplinären Repositorium zugänglich gemacht. Die meisten Verlage erlauben eine solche Selbstarchivierung, verbinden dies aber mit Auflagen. So erlauben es einige Verlage lediglich, die Manuskriptversionen (Pre- oder Postprints) zugänglich zu machen, andere dagegen verlangen, dass die publizierten Versionen in die Repositorien gestellt werden. Ausserdem bestehen die meisten Verlage auf einer Frist zwischen Publikation durch den Verlag und der Veröffentlichung in Repositorien. Der Vorteil des «Grünen Wegs» besteht darin, dass er für die Autoren kostenfrei ist. Der Nachteil liegt aber darin, dass die Abklärung der Zweitveröffentlichungsrechte durch die Betreiber der Repositorien häufig aufwendig ist.

1b Digital Workspace

Leitung: Sonja Palfner, Dr. phil., Projektleiterin E-Science-Interfaces, Friedland-Weichensdorf

Co-Leitung: Heike Neuroth, Dr. rer. nat., Leiterin der Gruppe Forschung und Entwicklung,
Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

Virtual Research Environments (VREs) / Digital Workspaces (VRE und Digital Workspace werden hier synonym verwendet) sind ein an Bedeutung zunehmender Bestandteil von Forschungsinfrastrukturen, deren Stabilität (technisch, betrieblich etc.) eine Grundvoraussetzung für Forschung ist (siehe Workshop «Nachhaltigkeit»). Häufig wird als wesentliches Merkmal einer VRE die Möglichkeit zu neuen kooperativen Forschungstätigkeiten unabhängig von Zeit und Ort benannt. Diese Sichtweise berücksichtigt nicht, dass die VRE selbst kein unveränderliches und fertiges Produkt darstellt, welches man als Wissenschaftler/in «nur» benutzen muss. Digital Workspaces sind in diesem Sinne *lebendige* und in mehrfacher Hinsicht *heterogene Gefüge*.

Beispiele:

- *Heterogene Akteurskonstellation in Entwicklung und Betrieb einer VRE*

An der Entwicklung einer VRE partizipieren in der Regel Fachwissenschaftler, Informatiker, Projektmanager und «hybride» Akteure, die häufig eine fachwissenschaftliche Ausbildung besitzen und gleichzeitig im IT-Sektor Kompetenzen erworben haben. Die spezifische Zusammensetzung einer VRE ist abhängig vom jeweiligen Entwicklungsgrad der VRE und ihrem fachwissenschaftlich spezifischen Kontext. Die Fluidität erfordert eine gute Dokumentation, da gegebenenfalls durch den Wegfall von Personen Wissen verloren geht.

Die hybriden Akteure sind von besonderer Bedeutung, weil sie Übersetzungsarbeit zwischen Fachwissenschaft und Informatik leisten können (Frage der Qualifizierung dieser Akteure).

Nach wie vor wird das Mitwirken an Infrastrukturmassnahmen als «Serviceleistung» bewertet. Damit geht die Problematik einher, dass das fachwissenschaftliche Engagement von der eigenen Community zu wenig anerkannt wird. Da VREs von ihrer Nutzung durch Fachwissenschaftler leben, ist die Verbindung zu ihnen aktiv zu gestalten, damit nicht am Bedarf vorbei entwickelt wird (siehe Nutzungsanforderungen).

- *Heterogene Nutzungsanforderungen*

Die Nutzung einer VRE hängt von ihrer Attraktivität für die Wissenschaftler ab. Dabei ist Nutzer nicht gleich Nutzer. Es gibt «Experten», denen der Umgang mit digitalen Werkzeugen vertraut ist und die vielleicht sogar selbst an der Entwicklung digitaler Werkzeuge mitwirken. Andere dagegen erwarten ein System, das so einfach wie Google zu nutzen ist. Manche Nutzer wollen vielleicht «nur» einen gängigen Workflow zur Verfügung haben, andere benötigen spezifische Anwendungen. Die Fragen, welche Typen von Nutzern es gibt und wie kontextspezifisch der Digital Workspace ist, sind also zentral für den Erfolg einer VRE. In diesem Zusammenhang muss erstens die Frage nach der Qualifizierung zur fachgerechten Nutzung diskutiert werden. Zweitens ist darüber zu reflektieren, welche Unterstützungsleistungen dem Forschenden vor Ort (Stärkung der lokalen Ressourcen) und durch die Betreiber einer VRE (Angebot von Schulungen etc.) zur Verfügung stehen sollten.

1c Normdaten

Leitung: Christian Bracht, Dr. phil., Direktor, Bildarchiv Foto Marburg

Co-Leitung: Thomas Hänslı, dipl. arch. ETHZ, Leiter digitale Kunstgeschichte, Institut gta (ETH Zürich) und Kunsthistorisches Institut (Universität Zürich)

Der wissenschaftliche Nutzen grosser Datenbestände hängt in zunehmendem Masse von der Verwendung verlässlicher Normdaten ab, die eine entscheidende Grundlage für das semantische Internet sind. Dieser Befund gilt in der Perspektive von Linked Open Data für aggregierte wie auch verteilte Datenbestände gleichermaßen. Neue Instrumente des Datenmanagements in Verbindung mit neuen Verfahren zur Herstellung von intellektuell gepflegten Normdaten könnten Methoden der Datenauswertung verbessern. Gerade unter Berücksichtigung der Kosteneffizienz spielt das Thema

Normdaten beim Aufbau und der Bereitstellung von forschungsrelevanten Datenbeständen eine zentrale Rolle. Es ist zudem wichtig, auf normdatenbasierte Datenqualität auch zur Steigerung der Visibilität von Gedächtnisagenturen (Bibliotheken, Museen, Archive, Denkmalämter) zu achten. Dabei erscheinen gut gepflegte, standardgerechte und mehrsprachige Normdaten gegenüber gängigen Technologien zur Auswertung schmutziger Daten noch immer überlegen. Dies gilt unabhängig von der Frage, ob Forschungsdaten öffentlich zugänglich oder aus kommerziellen bzw. rechtlichen Gründen nur eingeschränkt nutzbar sind. Welche Autorität schliesslich über die Inhalte und Güte von Normdaten entscheidet, ist eine vielfach ungeklärte Frage, wie sich mit Blick etwa auf Werknormdaten der Nationalbibliotheken erkennen lässt. Demgegenüber erscheinen Probleme der technischen oder semantischen Schnittstellen eher trivial, wenngleich internationale Standards erstaunlich variable Reichweiten besitzen. Oberstes Ziel indes sollte es sein, Normdaten nicht zum Selbstzweck anzulegen, sondern gezielt auf die Bedürfnisse, Kompetenzen und auch die Ausbildungsinhalte der Forschenden abzustimmen. Im Workshop sollen solche Aspekte entlang ausgewählter Schwerpunkte näher behandelt werden, in Rücksicht auf gegenwärtige Anbieter und Konzepte, illustriert durch aktuelle Nutzungsbeispiele.

Schwerpunkte:

Standards zur Strukturierung von Normdaten gelten als anerkannt, solange es sich um internationale Standards handelt. Kürzere Reichweiten sind eher problematisch. Indessen: Historisch gewachsene Hausregeln geniessen innerhalb einer Institution häufig eine stärkere Verbindlichkeit als z. B. ISO-Standards, die bei fachlichen Entscheidungen stets berücksichtigt werden sollten. Wie schafft man es, eine höhere Standardisierung in den Datenbeständen einzelner Einrichtungen, Sparten und Fachkulturen herbeizuführen?

Crowdsourcing bzw. Expert-Crowdsourcing sind die Schlagworte der Stunde, wenn es um neue Methoden der Verschlagwortung geht. Die Hoffnung, dass sich mit solchen Methoden tatsächlich öffentliche Investitionen in die Anlage und Pflege von Normdaten sparen lassen, verbindet sich mit der Vision, dass der mutmassliche Verlust an Datenqualität durch neue Formen der wissenschaftlichen Kollaboration und einer öffentlich vermittelten Forschungspraxis aufgewogen wird. Welche Kriterien gibt es, zwischen solchen Alternativen zu entscheiden?

Die Frage der Autorität stellt sich bei Normdaten auf mehreren Ebenen, wobei jeweilige Zuständigkeiten zu verabreden sind. Die Autorität von Normdaten ergibt sich entweder aus deren Qualität (z. B. Getty Vocabulary Program) oder aufgrund einer spartenbezogenen, institutionellen Verabredung (Gemeinsame Normdatei der Nationalbibliothek), während es zahlreiche Überschneidungen gibt (z. B. VIAF etc.). Zwischen der institutionellen Autorität und der Fachmeinung einzelner Wissenschaftler besteht ein spannungsreiches Verhältnis, sobald es sich um interpretative Normdaten handelt. Wie geht man mit diesem Problem in den nächsten Jahren praktisch um?

In kulturwissenschaftlicher Perspektive zeigen Normdatenbestände schnell ihre eingeschränkten Horizonte: Ein kontrolliertes Vokabular ist keinesfalls kulturinvariant, seine Verständlichkeit und seine Akzeptanz hängen sogar stark ab von der jeweils adressierten Fachkultur und ihrem Paradigmenwandel. Dieses Problem der terminologischen Dynamiken in den Wissenschaften wird gegenüber dem Problem der Mehrsprachigkeit stark unterschätzt. Technische Lösungsansätze könnten auf beiden Gebieten eher angezeigt sein, während intellektuelle Terminologiepflege wegen der hohen Kosten kritisierbar erscheint. Lässt sich von heute aus eine Richtung festlegen?

1d Digitalisierung und Methodologie

Leitung: Martin Warnke, Prof. Dr., Professur für Digitale Medien und Kulturinformatik, Leuphana Universität Lüneburg

Co-Leitung: Michael Schmid, lic. phil., Leiter Schweizerisches Kunstarchiv, Schweizerisches Institut für Kunstwissenschaft (SIK-ISEA)

Obwohl sie erst spät entdeckt hat (siehe etwa Dilly 1975), war auch die Kunstgeschichte stets von ihren Leitmedien geprägt – vom Holzschnitt über den Stich, die Fotografie, die Dia-Doppelprojektion, PowerPoint, Photoshop, Bilddatenbanken bis hin zum Internet. Wenn Warburg noch von Büchern als den «Bilderfahrzeugen» sprach, die Pathosgesten quer durch die Ökumene transportierten, ist es heute das Internet, das uns mit einer bislang unbekanntem Bilderflut konfrontiert. Probleme der Qualität, der Erschliessung, des Kanons, des „close“ und des „distant reading“, um mit Moretti zu sprechen, gehen damit einher. Eher, dass eingeführte Methoden der Kunstgeschichte schlicht digitalisiert werden, liegen die interessanten Felder bei einer digitalen Kunstgeschichte, die sich selbst durch die Digitalisierung verändert.

Was zeichnet sich nach nunmehr mindestens zwanzig Jahren Bemühung hier ab? Was weiss die Kunstgeschichte Anderes seitdem? Und: wodurch? Was geschieht, wenn Hermeneutik durch Statistik ergänzt, wenn Gelehrsamkeit durch Algorithmik herausgefordert wird, wenn Kennerschaft durch Netzwerkanalyse Konkurrenz erhält?

Korrespondenzen der digitalen Gesellschaft. Wie die Welt in den Computer kam

Abendvortrag

David Gugerli, Prof. Dr.

Professur für Technikgeschichte, ETH Zürich

Abstract

In den vergangenen sechs Jahrzehnten ist die Welt in ihrem ganzen Facettenreichtum so umgestaltet worden, dass die wichtigsten Handlungs- und Verständigungsfelder mit den Anforderungen rechnergestützter Kommunikation kompatibel wurden. Die Welt ist in den Computer gekommen. Dabei wurden informationstechnische Begriffe wie Netzwerk und Batch, Datenbank und Information, Programmierung und Abfrage, Controlling und Monitoring, ja sogar Freunde und Bibliotheken zu Metaphern, die das Selbstverständnis, die Selbstverständigungsformen und Dispositive der digitalen Gesellschaft gründlich geprägt haben.